

Als Kind die Hölle überlebt

■ So ein lieber, älterer Herr. Doch wenn Naftali Fürst erzählt, hält alles den Atem an.

THOMAS MATT
thomas.mstt@vn.vol.at, ☎ 72/501-724

Schwarzach (VN) So einen Mann wie Naftali Fürst fragte man nach dem Weg in einer fremden Stadt. Oder nach einem guten Wirtshaus. Höflich würde er dann antworten. Er schaut aus gütigen Augen.

Naftali lacht. Es sieht so aus, als lachte er gerne. Er lacht auch jetzt, als ihm die Tränen über die zerfurchten Wangen rinnen. Er kann nichts tun dagegen. Immer wieder weint er, wenn er von seiner Familie spricht. Da steht ihm auch sein schwarzer Humor nicht bei. Er erzählt, und die Tränen laufen dazu wie Begleitmusik.

Alle sind sie heute tot. Er ist der Letzte. Der Letzte, der noch erzählen kann, „was damals passiert ist“.

Damals, vor beinahe 70 Jahren, endete seine Kindheit abrupt. Es existiert noch ein Foto von Naftalis Elternhaus nahe Bratislava. 1938 hat die Familie es verlassen müssen. Der Vater nahm zuvor eine Axt und zerstückelte das Inventar.

Er verlor dann seine Firma. Die Familie ging ins Lager. Man kann so eine Geschichte auch in kurzen Sätzen erzäh-

len. Weil sich die Ereignisse ohnedies jeder Beschreibung entziehen.

Naftali Fürst wächst in Konzentrationslagern auf. In Sered in der Südslowakei, in Buchenwald, Budy und Birkenau. Er überlebt. Am Tag der Befreiung ist er zwölf Jahre alt. In der Slowakei trifft er Wochen später seine Eltern wieder und auch den Bruder, Shmuel. Alle kommen sie aus verschiedenen Lagern. Alle sind sie am Leben. Es ist ein Wunder. 1949 wandert die Familie nach Israel aus.

So lange kein Wort

60 Jahre lang hat Naftali Fürst geschwiegen. Niemand bot ihm zu Anfang Hilfe an. „Keiner hat uns gefragt, was geschehen ist.“ KZ, Holocaust. Daran rührte erst niemand. Und er selber hätte sich schuldig gefühlt beim Erzählen, „so, als versündigte ich mich gegen alle, die auch im Lager waren“.

Naftali Fürst hat die Gaskammern gesehen. Er hat verbranntes Fleisch gerochen. Tag für Tag neue Auswege erdacht, um der Selektion zu entgehen. Mit zehn gehen Kinder zur Schule. Mit zehn hat er gehungert, gefroren, Prügel und harte Arbeit überstanden. Er ist in Viehwaggons gepfercht worden und über Leichen gestiegen. Er

hat gelebt in einem Alltag aus unglaublichem Gestank und dem Gebrüll halbtot Geprügelter.

Existiert Gott?

„Einmal in Auschwitz-Birkenau ging ich zur Latrine. Da verfluchte ich Gott. Ich dachte mir: Wenn es ihn gibt, wird er mich hören.“ Hätte Gott ihn daraufhin getötet, wie Kinder sich das ausmalen, „ich war bereit“. Der Schrecken hätte ein Ende gefunden. Aber beim Verlassen der Latrine sieht Naftali Fürst, „dass sich nichts geändert hatte. Da verlor ich meinen Glauben.“

Wenn Naftali heute mit 75 Jahren zum ersten Mal von dieser Zeit spricht, wenn er dem Vorarlberger-Lehrer Joachim Wiesner seine Geschichte in die Feder diktiert hat für ein

Schulbuch, dann hat das viele Gründe: „Weil es Neonazis gibt“ und noch immer Genozide, „während die Welt schweigt dazu“. Und weil Naftali Fürst heute „die Pflicht“ verspürt, zu erzählen, „die Pflicht und das Recht“.



Naftali Fürst reist für eine Woche durch Österreich.

Neue Generation mit wenig Bezug

„Wir entwickeln gerade Konzepte“, sagt Dr. Noa McKayton. Sie arbeitet in der Internationalen Schule für Holocaust-Studien in Yad Vashem, Jerusalem. Die Konzepte brauchen sie spätestens dann, wenn der letzte Zeitzeuge gestorben ist.

Einfach zu groß

Dann ist der Völkermord an bis zu 6,4 Millionen Juden endgültig Geschichte.

Zwischen Buchdeckeln und in Museen. Und rasch auch

„Wir versuchen, das Problem der Shoa als erratischer Block aufzubrechen.“

DR. NOA MCKAYTON
YAD VASHEM



beziehungslos. „Das liegt nicht nur daran, dass der

Holocaust 60 Jahre her ist.“ Das hebräische Wort dafür, „Shoa“, bedeutet „große Katastrophe“. So groß, dass sie niemand fassen kann. Deshalb tun es auch andere dieser Tage Naftali Fürst gleich. Sie kehren zurück an die Stätten ihres Leidens. Besuchen Auschwitz, Birkenau, Theresienstadt. Und lassen sich begleiten. „Wir fahren ihre Lebensstationen nach“, sagt Noa McKayton. So wollen

sie den erratischen Block des Schreckens aufbrechen. Durch Videos, Tondokumente, Gesprächsrunden.

Lehrer auf Fortbildung

Seit Herbst 2000 besuchen jedes Jahr etwa 140 Lehrer aus dem deutschen Sprachraum die Schule für Holocaust-Studien, „bislang 17 aus Vorarlberg“, so der Historiker Dr. Werner Dreier, der mit Mag. Peter Niedermair in Bregenz das Projekt zu „Gedächtnis und Gegenwart“ leitet.